

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1.60, monatlich 55 Pfg., Postzeitungsliste Nr. 4093 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Verlammsungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 167.

Mittwoch, den 21. Juli 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Vom Bäckerkriege.

Die Berichte der Gewerbe-Aufsichtsbeamten in Preußen bringen aus 15 Bezirken Mittheilungen über die Wirkung, welche die Bäckereiverordnung des Bundesraths ausgeübt hat. Am 1. Juli 1896 war sie in Kraft getreten, bis zum letzten Augenblick hatten die Bäckermeister protestirt und petitionirt, um dies zu verhindern, und die Kanfer, Arm in Arm mit Eugen Richter, hatten Verwahrung eingelegt gegen diesen Eingriff in das angestammte Ausbeutungsrecht der Meisterschaft gegen ihre Gehilfen. Letztere hatten — und mit vollem Recht — mehr Schutz erwartet; der zwölfstündige Maximal-Arbeitstag ist ja eigentlich auch ein Hohn auf wirklichen Arbeiterschutz! Aber sie gaben sich vorläufig zufrieden und erkannten den Fortschritt an, der durch die Bundesrathsverordnung angebahnt wurde. Die Meister aber wurden zu Rebellen. Hatte ihnen die Junker- und Antisemitenpresse doch nun monatelang Tag für Tag klar gemacht, daß sie nach Einführung dieser Verordnung so elend zu Grunde gehen müßten wie der gräßlichste Agrarier; Herbert Bismarck hielt ihnen im Reichstage schon die Zeichenrede, er mußte ja um so lauter die armen Meister beklagen, da ja sein Vater einst erklärt hatte, den Bäckermeistern gehe es glänzend; man brauche sie nur auf den Kopf zu stellen, so fielen ihnen die Thalerstücke aus den Taschen. Natürlich waren jetzt die „anderen“ Minister an allem schuld — der Kleber und der Staatsanwalt und ihre Helfershelfer — und: Klaus da, raus aus dem Haus da! erscholl es auf allen Verbandstagen der Bäckermeister — zur innigen Freude der Junker, denen ja nur am Sturz der Minister, weniger an dem der Verordnung lag.

Nun ist ein Jahr verstrichen und noch ist sie in Kraft, wenigstens steht sie noch auf dem Papier als rechtsgültig! Wie es in Wirklichkeit aussieht, des rühmten sich ja die Meister auf ihren Verbandstagen mit lautem Munde: sie pfeifen auf das Gesetz. Trotzdem sie also notorisch die Einschränkungen, welche die Verordnung gegen die Ausbeutungsfreiheit bringt, nur zum kleinsten Theil beachten, erheben sie noch wie vor überall das lauteste Jammergeschrei, daß „die Folgen des Maximalarbeitstages“, wie die Berliner Bäcker-Innung jüngst wieder erklärte, „sowohl in moralischer wie geschäftlicher Beziehung überaus schwere und nachtheilige sind, so daß die baldige gänzliche Aufhebung oder wenigstens doch bedeutende Milderung der Bundesrathsverordnung vom ganzen selbstständigen Bäckerstande mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln angestrebt werden muß, soll nicht das Bäckergewerbe im Groß- oder Fabrikbetriebe aufgehen.“

Das ist die alte Leier, die seit jetzt 1 1/2 Jahren ertönt, und sie wäre keiner weiteren Beachtung werth, wenn nicht ein neuer Jammer zum alten noch hinzukäme: Die Berichte der Gewerbeberäthe strafen die Behauptungen der Meister Lügen. Und um diese unangenehme Thatsache zu bewähren, erklärt die Berliner Bäcker-Innung ganz dreist, daß Lüg und Trug bei den Meistern gang und gäbe sei, daß nur verlorbene Gehilfen in Arbeit bleiben und dieses unehrliche Gebahren den Meistern auch nicht verdacht werden dürfe. In der Rundgebung der Berliner Bäcker-Innung heißt es da:

Die Berichte der Gewerbeberäthe sind deshalb ohne Werth, weil die revidirenden Beamten fast nur auf das angewiesen sind, was die zu Revidirenden auszusagen. Kann man es dem Meister verdenken, wenn er so aussagt, daß er der Anklagebant und Bestrafung entgeht, und wenn Gehilfen und Lehrlinge, die in gutem Arbeitsverhältnis stehen, ihren Meister vor schimpflicher Bestrafung schützen und durch unrichtige Aussagen sich die gute Arbeits- oder Lehrstelle erhalten? Schlimm genug, wenn der Meister von dem guten oder bösen Willen fanatischer Sozialdemokraten oder geistlicher Subjekte abhängig ist. Darum betrachte man die Wirkung der Verordnung wie sie ist, und nicht wie man sie wünscht.“

Eine solch schamlose Verdrehung von Recht und Unrecht ist wirklich geradezu unerhörlich! Also: Die Berichte der Beamten sind werthlos, weil die Meister wissen, daß die Unwahrheit sagen und die Gehilfen und Lehrlinge sich die gute Arbeitsstelle nur erhalten, wenn sie mitlügen; wer die Wahrheit sagt, fliegt hinaus!

Allerdings — das sind sehr bedenkliche moralische Folgen, aber für dieselben ist der Maximalarbeitsstag

genau so verantwortlich wie das Strafgesetzbuch für die Diebstähle; wäre das Stehlen nicht verboten, dann gäbe es freilich keine Diebe! So aber giebt es Bäckermeister in nicht geringer Zahl, die dem Gesellen erst die gesetzlich zustehende Arbeitsruhe stehlen, dann den revidirenden Beamten belügen und betrügen und außerdem noch ihre Gehilfen zum Belügen und Betrügen der Beamten veranlassen.

Und von diesem Lüg und Trug melden auch fast alle Beamten, die überhaupt sich um die Bäckereiverordnung gekümmert haben. Nur 15 thaten es, 12 Bezirke schwiegen. Auch in den 15 sehen die Beamten nicht alles, was sie hätten sehen können, denn auch sie sind nicht frei von den Voraussetzungen ihrer sozialen Stellung. Wie diese politisch-soziale Voreingenommenheit auf die Berichte von Einfluß ist — um sicherlich nicht nur auf diesem Theil der Berichte, der sich mit den Bäckereien befaßt, sondern auf alle Theile —, das deutet der Gewerbe-rath Trilling in Danzig in ehrlicher Weise auf. Klagen kamen dort nämlich nur aus zwei Bezirken, wo „die Arbeit mit den bisherigen Kräften angeblich nicht mehr bewältigt werden konnte, so daß in dem einen etwa vierzig Gehilfen hätten mehr eingestellt werden müssen.“ Der Gewerbe-rath revidirt nochmals und siehe da: nicht 40 Gehilfen in einem Betriebe, sondern 10 in neuem und im zweiten Bezirk 1 Geselle in allen Betrieben waren neu hinzugekommen.

Und wie erklärt der Gewerbe-rath diese unrichtigen Angaben? Er schreibt:

„Diese Richterstattung ist einestheils darauf zurückzuführen, daß den Beamten unrichtige Angaben gemacht worden sind; sie erklärt sich aber hauptsächlich dadurch, daß sich bei diesen selber durch die Art und Weise, wie die Angelegenheit in der Öffentlichkeit behandelt worden ist, die Meinung festgesetzt hat, es handle sich hier um eine ungerechte, aufreizend wirkende Verordnung, deren Befestigung sicher sei, wobei aber Jeder an seinem Theile mitwirken müsse.“

Und um an ihrem Theil mitzuwirken, setzen die Beamten, die den Arbeiterschutz überwachen sollen, äußerst mangelhafte Berichte in die Welt! Lüg und Trug der Bäckermeister und der von diesen „moralisch“ dazu gezwungenen Gehilfen melden, wie gesagt, recht viele Berichte. Sie sind ein lehrreicher Sitten-spiegel.

Da heißt es aus Ostpreußen: „Die Kontrolle ist für die Beamten schwierig, weil nicht selten Meister und Gehilfen, vielleicht nach stillschweigendem Uebereinkommen, einer genaueren Nachforschung nach ihren Arbeits-Umständen aus dem Wege gehen.“

Im Berliner Bericht heißt es: „Die Gehilfen scheuen sich, so lange sie eine erträgliche Arbeitsstelle haben, die Wahrheit zu sagen, wenn sie den Meister belasten würde. Jedenfalls mögen sie bei einem eingeleiteten Strafverfahren nicht als Zeugen vor Gericht auftreten, weil eine dem Arbeitgeber ungünstige Aussage wohl in den meisten Fällen die Entlassung zur Folge haben würde.“

Der Gewerbe-Inspektor in Dppeln stellt fest, daß in seinem Bezirke die Arbeitszeit nicht so eingehalten wird, wie die Verordnung es vorschreibt. Die Polizei von Dppeln sieht das aber nicht, denn von Bestrafung wird nichts gemeldet.

„Die Vorschriften sind noch nicht streng durchgeführt,“ erklärt der Magdeburger Beamte, weil zum Theil die Meinung besteht, daß eine Aufhebung derselben nicht ausgeschlossen sei.“

Stimmt! Steht nicht, so braucht ihr nicht die Anzeige zu fürchten!

Der Arbeiterschutz durch die Bäckereiverordnung steht meist nur auf dem Papier; wenn die Meister öffentlich über die „Bedrückung“ wehklagen, so geschieht dies nur, um glauben zu machen, es geschehe ihnen etwas. Im Innern lachen sie über den lustigen Krieg, den die Polizei gegen sie führt; sie ist ihnen nicht gefährlich, sie schießt blind.

Aber gezetert wird, als ob die Welt unterginge! Dabei ist es überall so wie der Beamte aus Uelzen be-

richtet: „Die Meister tragen den geänderten Verhältnissen nicht genügende Rechnung und kümmern sich zu wenig um ihre Arbeiter.“

Noch schmerzlicher für die Feder ist die Bemerkung des Gewerbe-raths von Koblenz: „Von der nach der Tagespresse vorhandenen liegenden Mißstimmung gegen die Bundesraths-Bekanntmachung ist hier wenig zu merken.“

Und in Trier stößt die Verordnung nur dort auf Schwierigkeiten, wo frechste Lehrlingsausbeutung besteht: „nur bei solchen Betrieben, in denen Lehrlinge im ersten oder zweiten Lehrjahr ausschließlich oder in erheblichem Umfange verwendet werden.“

Auch im Stöliner Bezirk werden die Arbeiter im Interesse der Meister zur Lüge gebracht und sagen stets es sei alles in Ordnung. Schon aus diesem Grunde kann die von den Meistern gewünschte Normalarbeitswoche nicht eingeführt werden. Deren Einführung wäre gleichbedeutend mit dem Aufgeben der Verordnung, sagt der Beamte für Münster, „da die genaue Kontrolle der wöchentlichen Arbeitszeit schlechterdings nicht ausführbar ist.“

Gerade das ist es freilich, was die Meister wollen; die „gehässigen Subjekte“, welche den Beamten die Wahrheit sagen, werden entlassen und vielleicht noch durch schwarze Listen in ganz Deutschland arbeitslos gemacht.

Sehr zutreffend erklärt der Beamte für Arnberg gegenüber diesen Klagen der Bäckermeister über „die lästige Kontrolle durch die eigenen Gehilfen, daß sie dieselbe mit jedem Fabrikbesitzer theilen. Die Autorität bei den eigenen Gehilfen wird nichts einbüßen, sobald den gesetzlichen Bestimmungen Genüge geschieht.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

Hübisches Scharfmacherstückchen. Zu der Rede des Professors Reinhold bemerken die Bismarckischen Hamburger Nachrichten sehr verspätet also wohl erst, nachdem sie Instruktion aus Friedrichsruh erhalten:

Wir haben die Rede gelesen und begreifen nicht, wie man ihr irgend eine andere Bedeutung beilegen kann als die eines neuen Beweises für die Unfähigkeit eines Theiles der deutschen Professoren, auch nur entfernt zu verstehen, um was es sich in Wirklichkeit bei der sozialen Bewegung unserer Tage handelt. Wir verzichten darauf, die Auslassungen des Herrn Reinhold, die jeder Kenntniß der realen Zustände entbehren, zur Kognition unserer Leser zu bringen und beschränken uns darauf, unserer Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, wie ein Mann, der die Sozialdemokratie als „eine der harmlosesten Erscheinungen der Gegenwart“ betrachtet, überhaupt eine Professur an der Berliner Universität hat erlangen können. Wenn der Herr seines Lehramtes im Sinne seiner jetzigen Rede waltet, dürfte sein Einfluß auf die studierende Jugend Früchte tragen, mit denen die Sozialdemokratie mehr als die staatsbehaltenden Elemente zufrieden sein können. Ein solcher deutscher Professor wird es niemals verstehen, daß die soziale Frage nichts anderes ist als eine Macht- und Kriegsfrage, als ein Kampf um den Besitz des Schlüssels zum Geldschrank, und daß sie demnach nicht von akademischen Doktrinären gelöst werden kann. Wenn Herr Reinhold es „als wesentlichen Theil seines künftigen Lehrberufs betrachtet, der völlig thörichte Furcht vor dem Sozialismus entgegenzuwirken“, und wenn er in dem Streite um das Eingreifen des Staates in die sozialen Verhältnisse mehr für die Beschränkung als für die Erweiterung dieses Eingreifens ist, so erwarten wir vom preussischen Kultusministerium, daß es ein wachsameres Auge auf die Lehrtätigkeit dieses Herrn hat.

Blühenden Anfinn leisten sich die „Hamb. Nachr.“ in ihrem Haß gegen die Gegner der Flottenpläne, indem sie schreiben: „Bei dem Widerstande, den ein Theil der deutschen Nation dem Flottenbau leider entgegensetzt, hat England die Hände im Spiel, wobei ihm die Anglomanie des doktrinären „Freisinn“ hauptsächlich sowie die Entartung des deutschen Parteigetriebes zu

Hilfe kommt, nicht zu vergessen, daß die englische Politik wie ehedem die venetianische vielfach verschlungene Wege geht und tausend Kanäle ihrem Golde zu öffnen weiß." Da haben wir dieselben Verächtlichkeiten in neuer Auflage, welche beim Hamburger Hafenarbeiterstreik ausgetrieben worden. Das Vertrauen der Flottenschwärmer in ihre Fähigkeit, das Publikum für ihre Pläne zu überzeugen, muß überaus gering sein, wenn sie zu solchen Mitteln greifen.

Der Hund der Landwirtschaft macht aus seinem Herzen keine Würdegrube. Er hat an den Reichskanzler und die Minister eine Eingabe gerichtet, in der er nicht mehr und nicht weniger verlangt, als ein sofortiges Einfuhrverbot gegen ausländisches Brodgetreide, zunächst auf die Dauer von 6 Monaten; doch soll das Verbot außer Wirkung treten, sobald der Preis für inländisches Getreide eine zu bestimmende „mäßige" Höhe erreicht. Daß das ganze Simmen und Trachten der Agrarier darauf hinausgeht, den Konsumenten das tägliche Brod zu verteuern, ist schon durch den Wortlaut dieses Antrages angedeutet. Die Verteuernng würde aber lediglich der kleinen Zahl von Landwirthen zu Gute kommen, die Massenproduzenten sind, d. h. den Großgrundbesitzern, während die 95 Proz. der Landwirthe, die ihr Getreide selbst verbrauchen oder solches kaufen müssen, Nachtheil haben würden. Daß der Antrag auf einen Bruch der Handelsverträge hinausläuft, ist eine Sache für sich.

Eine größere Unversöhnlichkeit, bemerkt die „Berliner Zeitung", als dieser Antrag ist kaum denkbar. Man begreift nicht, warum die Agrarier über den Antrag Kanitz und ähnliche Projekte so lange die klugen Köpfe zerbrochen haben, wenn die Sache so einfach zu machen ist. Man schließt einfach die Grenzen gegen jede Einfuhr ab, bis der Inlandspreis die nach agrarischen Begriffen erforderliche Höhe erreicht hat, und das Geschäft ist gemacht.

Vom eventuellen Dolus wird ein neuer Fall bekannt. Ein Maurer Faltenbeck in Dresden hatte auf die „internationale revolutionäre Sozialdemokratie" bei der diesjährigen Mafseier ein Hoch ausgebracht und wurde hierfür vom Schöffengericht wegen „groben Unfugs" zu einer Woche Gefängniß verurtheilt. Da der Angeklagte noch nicht bestraft war, änderte das Landgericht Dresden das Urtheil in 25 Mark Geldstrafe um, sprach in der Begründung aber zugleich aus, es sei zwar nicht nachgewiesen, daß sich Jemand durch das Hoch beflügelt gefühlt habe, doch sei die Möglichkeit hierzu vorhanden gewesen. Der Dolus eventualis ist hier also bereits auf derartigen „groben Unfug" angewendet worden. Nach der Logik des Dresdener Gerichts könnte ja jeder Versammlungsredner sich des groben Unfugs schuldig machen, sofern „möglichstweise" sich ein politischer Gegner beflügelt fühlt.

Aus dem Gothaischen Landtag. In der Sitzung vom 16. ds. M. beantragten die Sozialdemokraten, gelegentlich der Berathung einer Petition um Ertheilung der Konzession zum Kleinhandel mit Branntwein und Spirituosen, die von dem Ministerium auf Grund des § 33 der Gewerbe-Ordnung erlassenen Verordnungen aufzuheben.

Wie in den meisten Staaten, so sind auch hier eine Menge besonderer Vorschriften für Gastwirthschaften und den Verkauf der Spirituosen durchgeführt, Bestimmungen, welche die Ertheilung der Genehmigung zum Betriebe einer Gastwirthschaft ganz in das Ermessen der Behörden legen.

Dadurch werden nicht nur die Gastwirth oder die es werden wollen, abhängig von der Behörde, der Zustand kann dadurch auch zur reinsten Privilegiums- und Günstlingswirthschaft kommen. Wir sind der Meinung, daß der erste Theil des § 33 der Gewerbe-Ordnung genügend Schutzbestimmungen gegen Mißwirthschaft trifft und daß das Gastwirthsgewerbe so frei gegeben wird, wie jedes andere. Wir halten die besondere Genehmigung und Besteuerung eines einzelnen Gewerbes für ein Unrecht und traten in diesem Sinne für den Antrag ein. Der Landtag war anderer Meinung. Die Herren Agrarier und Freisinnigen huldigten der Phrase, daß der Branntweingenuß die Noth und Unfittlichkeit des Proletariats erzeuge, während jeder vernünftige Mensch weiß, wie auch von unserer Seite im Landtage nachgewiesen wurde, daß die Sache umgekehrt liegt. Die Herren ließen sich natürlich nicht befehlen. Ein recht kräftiges Geplänkel fand noch einmal gelegentlich einer Petition einer armen Waldgemeinde wegen der argen Schäden des Wildstandes und der Waldnutzung durch die herzogliche Jagdverwaltung zwischen Landtag und Ministerium einerseits und den Sozialdemokraten und Ministern andererseits statt. Der Schluß der Landtags-Session dürfte in zirka acht Tagen eintreten. An wichtigen Vorlagen liegen noch vor: Volksschulgesetz mit Gehaltserhöhung der Volksschullehrer, bei welchem die Sozialdemokraten die den Lehrern günstigste Haltung einnehmen; ferner Aufhebung des Schulgeldes, dann einige Anträge des Genossen Hoch auf Aufhebung des Schauffeegeldes, Streichung des Staatszuschusses für Geistliche und einige untergeordnete Anträge und Vorlagen.

Ueber Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes bringt die „Stat. Korresp." weitere Angaben. In dem Jahre 1896/97 wurden in den Landgemeinden und Gutsbezirken des preussischen Staates (ohne Hohenzollern) 79 133 Besitzern der Einkommensteuer mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mk., mit einem Grundvermögen (einschließlich Betriebskapital) von 9,69 Milliarden und einer Schuldenlast von 3,44 Milliarden gleich 35,51 pSt. des Grundvermögens nachgewiesen. Die

„Stat. Korresp." macht darauf aufmerksam, daß sich unter jenen Besitzern auch eine Anzahl Personen befinden, die nicht zu „ländlichen Grundbesitzern" gehören, wie z. B. ländliche Industrielle, Kaufleute, Rentner u. dergl., und in gewissen Landestheilen, wo auch das platte Land schon eine entwickelte Erwerbsthätigkeit zeigt, ebenso in Bezirken, die zahlreiche Vororte von Großstädten einschließen, können diese Personen sogar einen wesentlichen Bruchtheil jener Gesamtzahl bilden. Wollte man also die eigentlichen Landwirthe, ihr Grundvermögen und ihre Schulden ermitteln, so würden sich durchweg kleinere Biffern als die obigen ergeben.

Die Vertheilung der Besitzern auf die Regierungsbezirke bietet manches Bemerkenswerthe. Die Bezirke mit umfangreichem Großgrundbesitz treten leineweis mit besondres großen Antheilen an der Gesamtzahl der Besitzern mit mehr als 3000 Mk. Einkommen hervor. In den Bezirken der Provinzen Pommern und Posen, in welchen der Großgrundbesitz am meisten überwiegt, sind solche Besitzern gleichwohl fast durchweg seltener als in andern mehr bäuerlichen Gegenden. Selbst die Bezirke des Südwesdens, in denen das Kleinbäuerthum vorherrscht, zählen verhältnißmäßig mehr solche Besitzern als jene östlichen. Hier, wie namentlich Regierungsbezirk Potsdam blühten unter den Besitzernverhältniß viel Nichtlandwirthe stecken; In der Höhe der Verschuldung sind drei große Gebiete zu unterscheiden. Das erste mit der höchsten, 50 pSt. des Grundvermögens übersteigenden Verschuldung umfaßt die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen mit Ausnahme der Bezirke Gumbinnen und Straßburg, die aber auch nur wenig hinter diesem Sage zurückbleiben; das zweite mit 25 bis 50 pSt. Verschuldung die übrigen Bezirke östlich der Elbe, ferner Marienburg, Schleswig, Koblenz und Düsseldorf, das dritte mit weniger als 25 pSt. den Rest des Staatsgebietes. Im ganzen schwankt die Verschuldung der Besitzern mit mehr als 3000 Mark. Einkommen von 57,29 pSt. in Bromberg bis zu 12,02 pSt. in Osnabrück. Am meisten erscheinen in der Regel die Gebiete mit a u s g e b r e i t e m G r o ß g r u n d b e s i t z e , demnachst die mit viel groß- und mittelbäuerlichem, am wenigsten die mit vorwiegend kleinbäuerlichem Besitze verschuldet.

Belgien.

Der erste belgische Landarbeiter-Kongress wird soeben vom Generalrathe unserer belgischen Bruderpartei einberufen, derselbe wird am 8. August in Nivelles stattfinden. Auf die Tagesordnung wurden vorläufig folgende Punkte gesetzt: 1. Ueber die Reorganisation der landwirthschaftlichen Vereine und die Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen. 2. Formen der Organisationen, die auf dem platten Lande gegründet werden können. Endlich soll über die Lage der ländlichen Arbeiter in den einzelnen Bezirken berichtet werden.

Wir wünschen auch diesen Bestrebungen unserer belgischen Freunde besten Erfolg.

Von der Vergewaltigung des belgischen Parlaments durch die klerikale Mehrheit zeugt folgender Bericht: In der belgischen Kammer ging es am Donnerstag recht lebhaft zu. Die Abgeordneten begannen ihre Sitzung am Donnerstag damit, daß der Vorsitzende dem klerikalen Mitgliede De Trooz das Wort zur Tagesordnung — Entwurf eines Gesetzes über die Bürgerwehr — gab, allein da meldete sich, wie man der „Köln. Ztg." schreibt, der Sozialist Smeets, mit der Bemerkung, er habe das Wort vorher verlangt. Herr De Trooz fuhr, auf das Präsidentenamt übergreifend, den rothen Kollegen mit den Worten an: „Ich gestatte Ihnen nicht, das Wort zu nehmen." (Aerm.) Die Mitglieder auf der rechten Seite des Hauses trommeln mit den Fußbeinen auf die Bänke. Smeets sagt, er wolle und werde reden. „Zur Ordnung!" ruft die Rechte. Der vorsitzende Vizepräsident erteilt Smeets den Ordnungsruf. Smeets will zur Geschäftsordnung und gegen den Ordnungsruf sprechen. Der währenddessen hereingetretene Präsident Beernaet rath seinem Stellvertreter, Smeets das Wort nicht zu erteilen. Der aber ergiebt sich nicht. Hinaus mit ihm! ruft der Minister des Auswärtigen de Faberan. Der Vizepräsident findet sich genöthigt, die Sitzung auf eine Viertelstunde aufzuheben. Der Minister und die Sozialisten hauchen sich gegenseitig an. Mitglieder der Rechten steigen in den freien Halbkreis hinab, wo erregte Zwiegespräche geführt werden. De Trooz tritt kampferfüllt den Sozialisten entgegen, man befürchtet Thätlichkeiten zwischen ihm und dem Sozialisten Calwaert, bis ersterer sich zurückzieht. Nachdem die Sitzung wieder aufgenommen, erhält Smeets vom Vizepräsidenten die Strafe der Zensur mit Eintragung in das Protokoll. Bertrand (Soz.) erklärt diese Maßregel für ungerechtfertigt. Die ganze Linke könne bezeugen, daß Smeets das Wort zuerst verlangt habe. Der Vizepräsident Snoy: „Dann hätte er sich lauter melden sollen." So wird einige Zeit noch hin und her gestritten. Dann läßt De Trooz die Bemerkung fallen: „Es giebt also Spitzel hier?" Vandervelde (Soz.): „Spitzel giebt es in Ihrer Partei. Wenn Sie darauf halten, wird man sie mit Namen nennen." Der Vorsitzende fordert Bertrand auf, das dem Abgeordneten De Trooz gegenüber gebrauchte Wort „Demerit" zurückziehen. Bertrand: „Ich ziehe den Ausdruck zurück, aber ich halte meine Beurtheilung aufrecht." Smeets erklärt, man werde ihn nicht zum Schweigen bringen, und am Dienstag werde er einen Besserungsantrag zu dem Entwurf einbringen. Tagnart (Sozialist) persönliche Bemerkung: Ein Mitglied der Rechten habe die Linke eine Bande Komödianten geschimpft. De Rouille (Rechte): „Das habe ich gesagt." Der Vorsitzende:

„Darauf werden wir zurückkommen. Jetzt handelt es sich darum, den gegen Herrn Smeets ausgesprochenen Verweis zu bestätigen." Das geschah. Tagnart hebt hervor, daß der Ausdruck „Komödianten" von einem Schriftführer des Hauses gebraucht worden, der mit dem Vorsitzenden zur Wahrung der Ordnung beauftragt ist. Komödianten seien diejenigen, die fortwährend in den Sitzungen fehlen, sowie diejenigen, welche die Sozialisten als vaterlandslos bezeichnen, sich aber hüteten, ihre Söhne die Pflicht erfüllen zu lassen. Der Vorsitzende: „Ich habe den Ausdruck nicht vernommen und bitte Herrn De Rouille, ihn zurückzuziehen." De Rouille: „Ich will den Ausdruck „Bande von Komödianten" zurücknehmen, wenn Herr Bertrand den gegen den Vorstand gerichteten Ausbruch „Komödianten" zurücknimmt." Bertrand: Ich habe nicht von Komödianten gesprochen, sondern gesagt, hier spiele man Komödie, und das ist parlamentarisch. Vandervelde: Die Abgeordneten müssen das Recht haben, sich bei Ausdrucks „Komödie" gegenüber denen zu bedienen, die Schluß rufen, um einen Redner der Opposition nicht zum Worte kommen zu lassen, denen, die auf dem Flur die Spitze der Saalbiener zu denen der Abgeordneten hängen, um glauben zu machen, das Haus sei beschlußfähig, und gegenüber denen, die Morgenstunden beschließen und ihnen fern bleiben. Wir haben das Recht zu behaupten, daß die Komödie spielen, aber ein Mitglied des Vorstandes hat nicht das Recht zu sagen, wir seien eine Bande Komödianten." Rechts: „Er hat zurückgenommen." Links: „Er hat gar nichts zurückgenommen." Vandervelde: „Uebrigens legen wir nicht mehr Gewicht als notwendig auf die Schimpfworte eines Mannes, der nur deshalb zornig wird, weil er Sitzungen beizubehalten muß, die ihn langweilen." Damit schloß der Zwischenfall.

Frankreich.

Ordnungsparteiliches. Letzten Sonntag fanden in Narbonne Neuwahlen zum Gemeinderath statt. Die Wahlen vom Mai 1896, die den Sozialisten von neuem eine Mehrheit von 600 Stimmen gegeben hatten, waren vom Staatsrath auf Geheiß der sozialistischer Regierung wegen angeblicher Unregelmäßigkeiten annullirt worden. Das Kabinet Meline befolgt systematisch die Taktik, jede sozialistische Gemeindevwahl mit einer nicht bedeutenden Mehrheit annulliren zu lassen, um nochmals das Wahlglied zu versuchen. Trotz der Dhringen, welche namentlich die Neuwahlen in Roubaix und Carmaux der Regierung eingebracht hatten, wendete der Staatsrath jene Taktik auch auf Narbonne an. Diesmal aber waren umfassende Maßregeln getroffen worden, um das störische Wahlglied — zu torrigiren. Das Ergebnis war, daß die ministerielle Gemeindevwahl in Narbonne mit 700 Stimmen über die sozialistische Liste siegte. Man kann sich denken, welche wahnwitzigen Grad der Jubel der Ordnungspresse über die „Bernichtung" des Sozialismus in einer kleinen Stadt erreicht hat. Dem Jubel folgte aber auf dem Fuß der Kagenjammer. Es steht bereits fest, daß der Ordnungssieg durch die größten Wahlfälschungen erschwindelet wurde. Nicht genug damit, daß eine erhebliche Anzahl sozialistischer Wähler von dem wahlleitenden administrativen Ausschuss — die sozialistische Municipalität (Magistrat) mit dem Bürgermeister, Genossen Ferroul, war vorsorglich des Amtes enthoben — keine Wahllegitimation erlangen konnte, daß am Wahltage die sozialistischen Vertreter aus dem Wahlbureau mit Gewalt verjagt wurden, daß die ganze Stadt mit Gendarmen und Militär überfluthet, daß Ferroul wegen der pflichtgemäßen Weigerung, sein Wahlbureau zu verlassen, für die Dauer der Wahlhandlung verhaftet wurde, — nicht genug mit alledem, ist in einem Wahlbureau der Vorsitzende auf frischer Wahlfälschungs-Ehat ertappt worden, und das von dem anwesenden Polizeikommissar Roman. Der Vorsitzende, ein gewisser Bichambis, durch die breiten Schultern der Gendarmen den Augen der Kontrolleure entzogen, steckte in die Wahlurne ein dickes Paket ministerieller Wahlzettel ein. Der genannte Polizeikommissar dachte einen Augenblick daran, den Wahlfälscher auf der Stelle zu verhaften. Er unterließ es — wie er dem Vertreter des sozialistisch-radikalen Organs „Depeche (Toulonse) erklärt — mit Rücksicht auf seine „Frau und Kinder". Ueber Nacht kam er aber auf ehrlichere Gedanken — und nun veröffentlicht die „Depeche" den Text seines Demissionsschreibens an den Minister des Innern Barhou, worin der Polizeikommissar seine Demission „als aufrichtiger Republikaner" mit den angeführten Thatsachen begründet. . . Die sozialistische Kammerfraktion beabsichtigt, die Regierung über die Wahlfälschungen zu interpelliren. — Beiläufig, die Aktion Barhou's in Narbonne giebt einen Vorgeschmack davon, wessen man sich von ihm bei den kommenden Kammerwahlen versehen darf, falls das Kabinet Meline bis dahin am Ruder bleibt.

Cornelius Herz' Brief an die Panama-Kommission ist nun als authentisch erkannt worden. Die zwei Mitglieder der Kommission, Blichon und Genosse Rouanet, die nach Herz' Aufenthaltsort, Bournemouth (bei London), delegirt waren, um sich des authentischen Ursprungs des Briefes zu versichern, haben außerdem die Ueberzeugung gewonnen, daß Herz wirklich entschlossen ist, wichtige Enthüllungen zu machen.

„Ich habe," erklärte Herz, „ungeheure Sachen, Staatsgeheimnisse, zu enthüllen. . . . Man wird die ganze Wahrheit erfahren und ich will, daß sie veröffentlicht und überall verbreitet werde."

Wegen seiner ewigen Zuckerkrankheit, die ihn zum

Glück für die Panamisten vor der Auslieferung bewahrt hat, will er jedoch nach Paris, trotz des ihm angebotenen freien Geleitbriefes nicht kommen. Er besteht darauf, daß die aus allen Parteien zusammengesetzte Mehrheit der Kommission sich zu ihm nach Bournemouth begeben. Das wird auch geschehen.

Herz wunderte sich, daß man in Paris selbst seine Unterschrift nicht habe beglaubigen können: „Herr Hanotaux (Minister des Auswärtigen) kennt sehr gut meine Unterschrift und meine Handschrift auch. Und hätte er Zweifel gehabt, dann brauchte er sich nur beim Präsidenten der Republik, Herrn Felix Faure, zu erkundigen, der ebenfalls meine Handschrift und Unterschrift kennt.“ Dabei zeigte Herz den Kommissionsmitgliedern einen Empfehlungsbrief, worin Hanotaux ihn, Herz, in der eindringlichsten Weise Herrn de Laboulaye, dem französischen Votivaster in Madrid, empfiehlt.

Herz hatte übrigens schon 1892 sich erboten, umfassende Enthüllungen zu machen. Die damaligen Regenten, welche zwecks Vertuschung der Panama-Affäre mit Arton unterhandelten, hörten aber auf dieses Ohr nicht. Zu seinem neuesten Anerbieten wurde der „Strate“ von Bournemouth provoziert durch die ihn belastenden Aussagen vor der Kommission des gerichtlichen Panama-Liquidators Imbert. Und dann löst ihm die Zusammensetzung und die bisherige Thätigkeit der Kommission Vertrauen ein in deren Wunsch, die Wahrheit zu ermitteln.

Unterm 17. dieses Monats wird aus Paris noch gemeldet:

Die Panama-Untersuchungskommission begab sich heute Vormittag in den Senat, um den Präsidenten Loubet über die Affäre Dupas zu befragen. Loubet erklärte, Dupas niemals gesehen zu haben, doch habe er seinerzeit dem Chef der Kriminalpolizei befohlen, seinen Untergebenen Dupas zu beauftragen, sich von der Identität Arton's zu überzeugen und denselben zu verhaften.

Lübeck und Nachbargebiete.

20. Juli.

Zuzug ist fernzuhalten von Tischlern und Töpfern nach Rostock, Schlossern und Maschinbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Möbelfabriken von Gehl. Wasserstradt, W. Senff, H. W. Th. Bahrst, J. P. H. Pamperin, F. Schramm, Demuth u. Co., sowie L. D. S. Wangert ist der Zuzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Die Wohnkommission der Holzarbeiter.

Bürgerchaft. Versammlung vom Montag, den 19. Juli. Zum Bürgerchaftsvorsitzender wurde gewählt Dr. Brehmer, zum ersten Stellvertreter Herr Lange, zum zweiten Schorer, in den Bürgerausschuß Dr. Benda, Blund, Kaufmann Evers, Pastor Evers, Fehling, Fuß, Rahns, Schwarz, Dr. Sommer, Tegmeyer, Wengenroth, Wilms und Dr. Fiehl. Aus den Senatsmitteilungen ist zu erwähnen, daß die Auslegung der Pläne und Sitzungen zu den Senatsanträgen fürderhin 3 Tage vor den Bürgerchaftssitzungen in der Senatskanzlei erfolgen soll. Eine längere Debatte zeitigte die „Schuhmannsfrage auf dem Lande“. Man stritt über die Thätigkeit und die zweckmäßigste Ausrüstung der auf den Dörfern stationierten Geseßwächter. Der Senatsantrag betreffend Abänderung des von der Baudeputation in Gemäßheit des Rath- und Bürgerchlusses vom 17. Juli 1893 mit dem Bau- rathe Wallbrecht in Hannover abgeschlossenen Vertrages betr. die Regulierung des Wakenitz- ufers bei Marly fand Annahme. Bei der Behandlung des Antrages betr. die Parkanlagen vor dem Mühlens- und Burgtor wurden verschiedene Wünsche laut hinsichtlich der Ausgestaltung der Anlagen, so auf Entfernung des St. Annenkirchhofthores u. a. m. Der Antrag selbst ward angenommen. Längere Erörterungen wurden gepflogen bei Berathung des auf Abgrenzung eines Wohnviertels in Travemünde abzielenden Antrages. Der Streit drehte sich im wesentlichen um die Frage, ob dem Städtchen der Charakter eines Badeortes auf alle Fälle gewahrt bleiben soll oder ob man auf der Fischräucherindustrie Raum zur Entwicklung lassen will. Man war durchweg auf die Räumereien wenig gut zu sprechen. Der Senatsantrag, welcher Ausdehnung des Wohnviertels bis zum Travesteg wünscht und ein Antrag Fehling, nach welchem Ausnahmen durch Senat und Bürgerausschuß gestattet werden können, wurde angenommen. Von den Vertretern Travemündes ergriff nur Herr Hobe einmal das Wort, um das schlechte Pflaster der „Rose“ in Schutz zu nehmen.

Das Volksfest hat im Allgemeinen einen guten Verlauf genommen. Drohte zu Ende voriger Woche der Regen störend einzuwirken, so klärte sich am Sonntag das Wetter doch soweit auf, daß der Aufenthalt im Freien angenehm wurde. Besonders der zweite Tag zeichnete sich durch milde, herrliche Temperatur aus. Das ist im Interesse der vielen Geschäftsleute, welche vom Volksfest eine kleine Extraeinnahme zu erhoffen pflegen, erfreulich. Im Allgemeinen dürften sie denn auch mit dem Resultat zufrieden sein, ausgenommen vielleicht der Besitzer einer großen elektrischen Tunnelbahn, welche wegen Fehlens einer amtlichen Bescheinigung bezüglich der Dampfessel am Sonnabend nicht polizeilich abgenommen und daher erst am Montag in Betrieb gesetzt wurde.

Am Uebrigen bot sich das altbekannte Bild. Wogenbe, fehöliche Menschenhaaren, ohrbetäubende „Musik“, viel Alotria — kurzum, das echte Jahrmachtsleben. Denn mehr ist das Volksfest nicht, als ein Jahrmacht großer Stills. Der Festzug kann demjenigen, welcher einige Dezennien zurückdenkt, nicht imponiren trotz der kostspieligen Arrangements. Man merkt gar zu sehr die Mühe, welche es gekostet, ihn überhaupt zu Stande zu bringen. Einen prächtigen Zuwachs erhielt er in diesem Jahre durch die Birtelbrüderschaft, die Liebertafel der Firma Carl Thiel u. Söhne, und den Hirsch-Dunckelschen Gewerkeverein, welcher zum Ueberflus auch noch am Sonntag Fahnenweihe veranstaltete, bei welcher ein Herr Mauert aus Berlin die „Harmonie zwischen Kapital und Arbeit“ zur Gebühr feierte. Wir haben den Glauben an diese Harmonie später auf den Mienen manches „freiwillig“ der Fahne folgenden zu lesen und aus dem resignierten Grus, der uns ward, allerlei Erbauliches entnommen. Charakteristisch ist übrigens, daß neben Krieger-, Turner- und Gesangsvereinen die Angehörigen derjenigen Gewerke das Hauptkontingent zum Zuge stellen, in denen Organisationen kaum vorhanden und Kost und Logis beim Meister, lange Arbeitszeit und langer Lohn an der Tagesordnung sind. Schlachter, Bäcker, Schornsteinfeger waren stark vertreten. Auffallend war auch die große Zahl der Lehrlinge. Wir machten schon gelegentlich der Maifeier hierauf aufmerksam. Für den Zuschauer bot der Zug einen ganz netten Anblick. Ob es freilich Zeichen eines geschmackvollen Arrangements war, an den Schluss den Tambenküß des G. Stügelzuchtvereins zu setzen, lassen wir dahingestellt, ebenso wie wir unentschieden lassen wollen, ob die Felleitung nicht besser gethan hätte, an Stelle des Herrn Dr. P r e i ß einen etwas gewandteren Redner zu bestellen. Uns ist selten eine so leichte oratorische Leistung vorgekommen. Solche Gemeinplätze, wie sie der rechtsgelehrte Herr im lieblichsten Diktant vorbrachte, verwerthet ja kaum ein Tertiarer, welcher über das Fest einen deutschen Aufsatz schreibt. Unvermeidlich war jedenfalls die geistreiche Nebenart von „Wegern und Reibern“, welche das Fest haben soll. Wir müssen gestehen, daß uns — und dahin zielt der Kadelstich doch — derartige Gefühle fern liegen. Daß die organisierten Arbeiter offiziell am Feste sich nicht beteiligen, sehr zum Bedruß der um Massenpötte verlegenen Herren, hat man selbst verurtheilt. Wo man mit Festsritten regaltirt wird, pilet man nicht wiederzukommen. Aber deshalb Gegner? Fällt uns gar nicht ein! Wir gönnen dem Volke noch weit mehr Feste und wünschen nur, daß die Herren Arbeitgeber durch anständigere Entlohnung ihren Arbeitern es ermöglichen, öfter als jetzt angängig, einmal dem sorglosen Vergnügen nachzugehen. Und Reider? Thorgeit! Wir arrangiren selbst unsere Feste, und der Reid muß es uns lassen, daß wir in der Beziehung fixer sind und andere Wirtungen zu erzielen wissen. Warum? Nun, weil wir eben wirklich das Volk hinter uns haben. Und da sollte Reid bei uns ankommen. Kleiner Schäfer! Unsere Bourgeoisie hat selbst das Fest des Charakters eines Volksfestes entkleidet und ihm den Stempel einer „patriotischen“ Demonstration aufgedrückt, ihm einen Inhalt verliehen, der Himmelweit verschieden ist von dem ursprünglichen. Will man es da der sozialdemokratischen Arbeiterschaft verargen, wenn sie nicht mitmacht? Sie hat aber trotzdem keine Ursache das Fest an sich zu meiden. Warum denn? Allein das wirklich prächtige Feuerwerk, welches gestern geboten wurde, ist schon den Weg nach dem Burgfelde werth. Und im Uebrigen — wir freuen uns mit den Fröhlichen.

Wache. Der altbekannte und beliebte Besitzer des Zoologischen Gartens hat, wie es heißt in einem Anruf von Geistesstörung seinem Leben ein Ende gemacht. Das Schicksal des strebsamen, unabhängigen für den Ausbau seines Instituts thätigen Mannes wird allgemeines Bedauern erregen.

Trioli-Theater. Am Mittwoch Abend ist das Benefiz der beliebten Schauspielerin Frau Suppan-Blick. Wir verschlen nicht, hierauf noch besonders hinzuweisen und bemerken gleichzeitig, daß die Künstlerin für ihren Ehrenabend das Birch-Pfeiffer'sche Stück „Mutter und Sohn“ ausermählt hat.

Vom Tage. In Hast gerieth ein Arbeiter, welcher Sonntag in Travemünde bettelte und bei seiner deswegen erfolgenden Verhaftung heftigen Widerstand leistete. — Gestohlen wurde einem Maler ein goldener Ring mit dunklem Stein, einem Hamburger Restaurateur auf dem Festplake eine silberne Uhr mit vergoldeten Kapsel, Nickelkette und goldenem Medaillon.

Wahl. Von der Gemeindeversammlung in H e r r e n w y l ist an Stelle des aus dem Gemeindevorstande ausgeschiedenen A. S. D. Beuthien der Handelsmann W. J. H. N i e m a n n zum Mitgliede des Gemeindevorstandes auf die gesetzliche Amtsdauer von 6 Jahren erwählt worden. Derselbe wurde in genannter Eigenschaft obrigkeitlich bestätigt und auf gewissenhafte Amtsführung eidlich verpflichtet.

Bauschutt aus der inneren Stadt kann fortan nicht nur auf dem Uferstreifen der Innenwakenitz unterhalb des weiten Bohbergs, sondern auch auf dem Uferstreifen unterhalb der Fleischhauerstraße abgeladen werden.

Hamburg. Will der Herr Landgerichtsdirektor den Beweis der Wahrheit antreten? In einem Streitprozeß, der gestern vor der Ferien-Strassammer IV des Landgerichts hier selbst zur Verhandlung kam (Anklage wegen Nöthigung und Körperverletzung gegen den Kohlenarbeiter Krüger), meinte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Danzel: „Die Streikenden erklärten es ja damals (zur Zeit des Hafenarbeiterstreiks, d. Red.)

für ihr göttliches und menschliches Recht, Jehen, der arbeitete, verprügeln zu dürfen!“

Hamburg. Der Vater des im vorigen Jahre hingerichteten Breitrück ist bekanntlich vor einiger Zeit nach Verübung eines Sittensverbrechens flüchtig geworden und wird seitdem seitens der Altonaer Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgt. Nicht allgemein dürfte es bekannt sein, bemerken die „H. N.“, daß er ein Vermögen von nahezu einer halben Million, daß größtentheils in Hypotheken angelegt ist, im Etiche gelassen hat. Am Freitag wurde eines der früher Breitrück'schen Grundstücke am Schlump, das nicht weniger als 32 Wohnungen enthält, von einem Altonaer Hausbesitzer für eine große Summe käuflich erworben. Wie es heißt, hat der flüchtige Breitrück allein aus seinen Grundstücken — nebenbei verfügte er über ein bedeutendes Baarvermögen — eine jährliche Rente von über 25 000 M. gezogen.

Wandbeset. Das am Sonntag abgehaltene Gewerkschaftsfest erfreut sich eines enormen Zuspruchs. Schon in den ersten Nachmittagsstunden strömte eine riesige Menschenmenge dem Festlokal in der Zollstraße zu. Für Kurzweil aller Art war bestens Sorge getragen, so daß sich Groß und Klein vortrefflich amüsirte. Die Festrede hielt Genosse Kimmel-Hamburg, dessen Ausführungen lebhaften Anklang fanden. Die Liedertafeln des Arbeiter-Sängerbundes sangen mehrere der Bedeutung des Tages entsprechende Lieder. Ein Festball hielt die Festtheilnehmer bis zu später Stunde beisammen. — Ein Umzug durch die Straßen der Stadt ist bekanntlich vom stellvertretenden Polizeiverwalter, Oberbürgermeister Rauch, ohne Angabe von Gründen verboten worden.

Riel. Am Sonntag fand hier selbst eine Zusammenkunft von dem Verbands der deutschen Buchdrucker angehörigen Maschinenmeistern des Gaues Schleswig-Holstein statt behufs Stellungnahme zu dem für nächsten Monat nach Halle a. S. einberufenen Kongress von deutschen Buchdruck-Maschinenmeistern. Herr Hoch aus Hamburg hatte hierzu das Referat übernommen. Er besprach hauptsächlich die schlechten Verhältnisse einzelner Maschinenmeister im Gau Schleswig-Holstein, namentlich in je einem Geschäft in Schleswig und Neumünster, betonte dann die Nothwendigkeit der Verkürzung der Arbeitszeit für sämtliche Druckorte (bis jetzt haben eine ganze Anzahl von Druckorten im Gau Schleswig-Holstein unter 20 000 Einwohnern zehnstündige Arbeitszeit) und eine Aufhebung der sogenannten Maschinenmeisterklausel, (Zusammenlegung der in vorigem Jahre eingetretenen Verkürzung der Arbeitszeit zu größeren Pausen) und ersuchte die Anwesenden, auch für den Gau Schleswig-Holstein einen Delegirten zu dem Kongresse zu entsenden. Dies fand allezeitige Zustimmung, und es wurde sofort zur Wahl eines Delegirten geschritten und hierzu Nagel-Riel und als Stellvertreter Winne-Flensburg gewählt. Betreffs der Kostendeckung beschloß die Versammlung, den Zentralvorstand des Verbandes der deutschen Buchdrucker, sowie die Kommission der Maschinenmeister Deutschlands zu ersuchen, auch für den wohl bei der Eintheilung nur in Folge eines Mißverständnisses übergangenen Gau Schleswig-Holstein ebenfalls die entstehenden Ausgaben aus der Zentralkasse zu zahlen.

Aus Holz und Fern.

Schweigegeleber. In München wurde nebst seiner Frau und einem Theile seines Personals wegen Rupperei der Besitzer des „Münchener Hofes“ in der Dachauerstraße, Ludwig Schlicht, verurtheilt. Die „Münchener N. Nachr.“ fügen der Notiz über diesen Kriminalfall folgende Mittheilungen bei: „Die Verhandlung fand vergangenen Freitag statt. Wenn die „M. N. N.“ erst heute in der Lage sind, hierüber zu berichten, so findet dies seine Erklärung darin, daß der Angeklagte Schlicht dem Journalisten Otto Lauböck den Betrag von 200 M. als Schweigegeleber zur Vertheilung an die Gerichtsaaalberichterstatter zur Unterdrückung des Verhandlungsberichtes in den sämtlichen hiesigen Zeitungen übergab. Otto Lauböck, der zwar sonst für die „M. N. N.“ arbeitete, war für diesen Fall nicht unser Berichterstatter. Aber auch das „Münchener Korrespondenzbureau“ des Journalisten Emil Gärner, das mit der Berichterstattung beauftragt war, unterließ diese. Selbstverständlich haben die „M. N. N.“ sofort alle und jede Beziehung zu den beiden genannten Journalisten abgebrochen. Außerdem werden wir Vorfrage treffen, daß „Schweigegeleber“, welche mit Recht grade in Preßangelegenheiten auf das Schärfste verurtheilt werden müssen, in Zukunft ihren Zweck nicht mehr erreichen, indem wir durch strenge Kontrolle der angefragten Fälle die Möglichkeit der publizistischen Unterdrückung ausschließen werden.“

Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 19. Juli.

Der Schweinehandel verlief ruhig. Zwetscher wurden 2280 Stück. Preise: Vierhandtschweine schwere 64-66 M., leicht 55-57 M., Saugen 40-47 M. und Ferkel 50-55 M. pr. 100 Pfd.

See-Berichte.

- D. Gauthiod ist am 19. Juli, Morgens 7 Uhr, von Kalmar auf hier abgegangen.
- D. Gator ist am 19. Juli in Rotterdam angekommen.
- D. Marie Louise ist am 19. Juli in Neval angekommen.
- D. Europa ist am 18. Juli in Blyth angekommen.
- D. Alice Krohn ist am 17. Juli in Kronstadt angekommen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Hiermit erkläre ich nochmals, daß die Verlobung mit Herrn Otto Schwelm nicht seinerseits, sondern meinerseits aufgehoben ist. Anna Mett.

Um Irrthümer zu vermeiden. Die Verlobung unserer Tochter Anna mit Herrn Otto Schwelm ist nicht seinerseits, sondern von unserer und unserer Tochter Seite aufgehoben. Fritz Mett und Frau. Albed., den 14. Juli 1897.

Unser Freund Heinrich Westfahl to his 50thigen Weegenfest een dremaal binnereendes hoch. Nu rah Du of mal.

Zu vermieten ein freundliches Logis. Frl. v. ...

Gesucht sofort ein Knecht welcher Landarbeit versteht. Wehändler C. Carstens, Kaminstraße 38.

Matjesheringe
à 10 und 5 Pfg.
empfiehlt in guter Qualität
Heinrich Koop
Markttwiete 4.

Ausflug

sämmtlicher
Gewerkschaften und Vereine

nach Israelsdorf
mit 5 Musik-Kapellen, Fahnen, Bannern u. s. w.
am Sonntag den 15. August 1897
Abmarsch vom Burgfeld Nachm. 2 Uhr, von Israelsdorf Abends 8 Uhr.
Das Fest-Comité.

Eine Welt- und Lebensanschauung
für das Volk,
mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen.
Von
A. G. Vogt.
Zweite Auflage.
3 Bände zusammen 83 Biefernungen.
Erscheint in wöchentlichen Lieferungen à 10 Pfg.
Dieses einzig in seiner Art dastehende, epochemachende Werk könnte man mit Recht und Recht auch das Hohelied der Arbeit nennen. In ihm ist zum ersten Male die Arbeit in ihrem innersten Wesen, in ihrer Kulturbedeutung einerseits, aber auch in ihrer Machtvolle andrerseits blozgelegt. Die brennendsten Lebensfragen des Arbeiters sind hier von allumfassenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gesichtspunkten beleuchtet und in logischen Zusammenhang mit dem ganzen Menschheitsgetriebe gebracht. Es ist eine Weltanschauung für den Arbeiter im wahren Sinne des Wortes, es giebt dem Werte seiner Persönlichkeit, seinem Massenbewußtsein die festeste Stütze, es bildet einen Untergrund, auf dem er, heilig und stillig gestärkt, eine von allen quälenden Zweifeln gereinigte Begriffswelt aufzubauen vermag. Alles Wissen, dessen er für das praktische Leben, wie für die Beurteilung aller wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse bedarf, findet er in diesem unschätzbaren Werke vereinigt.
Zu beziehen durch die Expedition dieses Blattes. Alle Austräger nehmen Bestellungen entgegen!

H. Schumann's Schuhwaaren-Magazin
Schwartauer Allee 90b, Ecke Carlstraße.
Billigste Bezugsquelle für dauerhaftes Herren-, Damen- und Kinder-Schuhzeug mit und ohne Arbeiter-Kontrollmarke.
Billigste Maß- und Reparaturwerkstatt.
Ihre nur aus bestem Hopfen und Malz gebrauten Biere, Lager-, Tafel- und Münchener (nach Münchener Art gebraut), empfiehlt die
Adler-Brauerei.
Inh.: G. Teichgräber.

Öffentliche Schneider-Versammlung
am Mittwoch den 21. Juli, Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50.
Tagungs-Ordnung:
1. Stellungnahme zur internationalen Arbeiterschulungskonferenz, eventuell Wahl eines Delegierten.
2. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen erjudt

Durch die Expedition des Lübecker Volksboten ist zu beziehen:
Die Zukunft der deutschen Gewerkschaften und ihre nächste Aufgabe.
Mit einem Anhang:
Die Thätigkeit der Vertrauensleute in der Organisation.
Von **Friedr. Hoffmann.**
Preis 15 Pfg.

Lübecker Genossenschaftsbäckerei
(G. G. m. b. H.)
Ördentliche General-Versammlung
am Montag den 26. Juli 1897
Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.
Tagungs-Ordnung:
Geschäfts- und Kassenbericht vom 2. Quartal 1897.
NR. Antheilscheine legitimiren.
Der Vorstand.

Die Schweine-schlachtereie
von
W. Strohfeldt
73 Glockengießerstraße 73
empfiehlt:
Frische Flohmen, Pfd. 50 Pf.
Schweinefleisch . . . Pfd. 55 Pf.
Carbonade . . . Pfd. 70 Pf.
Quenfleisch . . . Pfd. 50 Pf.
Prima Schmalz . . . Pfd. 60 Pf.
Graten-Schmalz . . . Pfd. 30 Pf.
Kopf und Bein . . . Pfd. 20 Pf.
Geräucherten Speck Pfd. 60 Pf.
Gehochte Mettwurst Pfd. 60 Pf.
Geräuch. Mettwurst Pfd. 70 Pf.

Achtung Maurer!
Mitglieder-Versammlung
am Mittwoch den 21. Juli
Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50.
Tagungs-Ordnung:
1. Vortrag vom Genossen Bartels.
2. Abrechnung vom 2. Quartal 1897.
3. Vereinsangelegenheiten.
4. Fragekasten und Verschiedenes.
Wegen der Wichtigkeit der Tagungs-Ordnung ist das Erscheinen sämtlicher Mitglieder notwendig.
Die örtliche Verwaltung.

Neu eingetroffen:
Emaillierte Trinkflaschen
do. Eßenträger,
do. Hochgeschirre
sehr billig
Markt Nr. 15.
Frankenthal & Co.

Achtung! Bauarbeiter!
Die Streikfondsmarken sind am Mittwoch den 21. Juli, Abends, beim Kollegen **Holst**, Engelswisch 33/10, zu entnehmen.
Der Vorstand.

Buchhandlung Vorwärts, Berlin, Bentzstraße 2.
Soblen ist erschienen:
Die Majestätsbeleidigungen vor dem Reichstag.
Stenographischer Bericht
über die Reichstagsverhandlungen vom 12. Mai 1897.
3 Bogen Großtafel. Preis 15 Pfg. Porto 5 Pfg.
Um diesen Verhandlungen, die neben den Debatten über das reaktionäre Attentat auf das Vereinsrecht heute im Vordergrund der politischen Diskussion stehen, die weiteste Verbreitung zu geben, haben wir zur **Rassenverbreitung durch die Vertrauensleute, Agitationskomitees u. s. w.** neben der Broschüren-Ausgabe eine **Agitations-Ausgabe** veranstaltet, die wir zu 60 Mk. pro 1000 Exemplare abgeben können.
Zu beziehen durch die Expedition des „Lübecker Volksboten“.

Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie.
Eine gemeinschaftliche Darstellung der währungs politischen Kämpfe u. Zustände von **Max Schippel.**
Preis 30 Pfg. Preis 30 Pfg.

Briefbogen u. Briefumschläge
sowie
Converts mit Trauerrand, Contobücher u.
empfiehlt die
Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Vom herrlichen Adel deutscher Nation.

Von den Edelsten und Besten unserer Nation sagt der verbiente Kulturforscher und Kunstgelehrte Albin Schulz im Eingang seines großen Werkes: „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert“ (Wien, Tempky, 1892): „Der deutsche Adel (dieser Zeit) ist durchschnittlich nicht reich begütert; die Anforderungen an standesgemäßen Luxus waren seit der Stauferzeit bedeutend gewachsen; die Einkünfte, welche die Landwirtschaft gewährte, erschienen gering gegen die Summen, welche der Kaufmann für schöne Kleider, Waffen, Rüstungen usw. verlangte, man mußte auf äußerste sich einschränken, wollte man standesgemäß leben oder seine Einkünfte zu vermehren trachten, und auf Verschönern ihrer Wohnsitze scheinen die Herren am allerwenigsten ihre Einkünfte verwendet zu haben, lieber auf prächtige Kleider, auf wüste Schmausereien und Trinkgelage. Viele Ritter halfen ihre bedrückte Lage, wie das schon früher geschehen war, durch Wegelagererei auf.“

Sie pfuschten also den gemeinen Dieben und Räubern frisch, fromm, fröhlich, frei ins Handwerk, von denen Deutschland damals wimmelte, und hielten es nicht für einen Raub, den gewöhnlichen Verbrechern und Spießbuben gleich zu sein. Ja, Hans Sachs legt in seinem Schwank: Vom frommen Adel*) den Gedanken der Adligen dar, daß sie die gewöhnlichen Straßenräuber und Diebe als Böhnhäsen und Pflücker in ihre eigenen Handwerke betrachteten. Er berichtet, wie zu Frankfurt a. M. ein Reiterknecht von den Bürgern als Räuber zur Richtstätte gebracht ward und etliche adlige Herren, die das junge Blut für ihresgleichen hielten, sich für ihn verwandten. Als sie aber erfahren, daß er nicht von Adel ist und was er gethan, rufen die Adligen entrüstet aus:

Wie? Hat beranbet dieser Jung,
Die staufent' schon auf dem Speßart,
Und ist doch nicht von edler Art?
Das wußten wir noch nicht vorhin,
Deshalb nur eilends mit ihm hin
Und laßt ihn nur den Kopf abschlagen!
Wollt so ein Bauernknecht es wagen,
Mit Raub im Speßart sich zu nähren,
Was doch nur steht zu mit Ehren
Dem frommen Adel allermaßen,
Dem Kaufmann in den Busen blasen,
Daß ihm heraus die Gulden fließen?

Wie gesagt, begann des Ritterthums und Adels Verfall aber schon bereits viel früher. In einem Sittengebild des 13. Jahrhunderts: Meier Helmbrecht wird uns das Handwerk der edlen Wegelagerer folgendermaßen geschildert, wo der Dichter die Thaten des Titelhelden, eines Bauernsohnes erzählt, der seinem Stande sich entschlagend, zu adligen Strolchen sich hielt und bald der ärgste unter ihnen ward:

Euch alle seine Fahrten sagen
Das könnt ich nicht in dreien Tagen,
Und selbst in einer Woche kaum
Werd' ich sie all erzählen kaum . . .
Was auch ein anderer liegen lieh,
In seinen Sack er alles stieß,
Er schob alles dahinein,

*) Reclams Universalbibliothek Nr. 1263 u. 1284.

Rein Beutestück war ihm zu klein
Und feins war ihm zu schwer und groß.
Ob es krumm war oder recht (gerade), —
Das raubt alles Helmbrecht,
Des alten Meier Helmbrecht Kind:
Er nahm das Ross, er nahm das Rind,
Er ließ dem Mann nicht Wiffels Werth;
Er nahm das Wams und nahm das Schwert
Er nahm den Mantel sammt den Rod,
Er nahm die Weis, er nahm den Rod,
Den Widder nahm er mit dem Schal,
Dafür ihn bitterer Lohn dann traf.
Er jag den Rod dem Weibe
Und selbst das Heub vom Leibe,
Das Unter- wie das Oberleib.
Das bracht ihm später schweres Leid.

Gelegentlich eines Besuchs, den der junge Raubritter seinen Eltern abstatte, entspinnt sich zwischen ihm und seinem Vater eine Unterhaltung über die gute alte Zeit des Ritterthums und über die Entartung, die der Sohn dem Vater schildert, wie folgt:

Bei Hof steht also jetzt das Ding:
Trinke, Herr, trinke, trinke!
Trinke dies, dann trink ich das.
Ist nicht am besten unterm Faß? . . .
So wird bei ihnen jetzt gemunt:
„Herzliebste Schwaikin, süßes Kind,
Nimm einen frischen Trunk mir dar!“
Ein Narr und Affe wahrlich war,
Wer je, statt nach dem vollem Krug,
Nach Weiberleibe Schmach trug.
Wer sagt, der ist ein rechter Feib,
Der Krug bei Hofe sehr gefällt.
Ist höflich gilt, wer einen Mann
Mit spitzer Red' verwunden kann.
Verleumde, schilt, dem Schalle gleich,
Dann hält man dich für tugendreich.

Der Vater klagt, daß das glänzende und gesittete alte Ritterthum abgekommen sei und tadelt den neuen Ton:

Jetzt aber schreit es Nacht und Tag:
Puffa, Ritter, jage, jag!
Stich drauf los und schlag nur zu!
Wer sich da wehrt, den blende du.
Schlag ab die Fäße diesem hier,
Der bläse mit den Händen mir,
Und jener werde schnell gehangen!
Nur so wir einen Reichen fangen,
Der soll uns geben hundert Pfund.

Die Geschenke, welche der junge Helmbrecht den Seinen als „Mitbringe“ giebt, sind sämtlich gestohlenen Gut, das er um geringfügiger angeblicher Rechtskränkungen willen dem ersten besten zu rauben pflegt, etwa wenn einer über den Rain seines Paten ritt, oder ein anderer einen Verstoß gegen die Tischzucht beging (Er aß zu einem Karpfen Brot: dem schwur ich Rache bis zum Tod.) Viel solcher Thaten stellt der Junke seinem Vater noch in Aussicht:

Ihr sollt sturwehr in wenig Tagen
Von meinen Thaten häufig hören,
Wenn sich die reichen Hüfe leeren.
Und kann ich nicht die Herren kriegen,
So soll mir doch ihr Vieh genügen.

Seine Spießgesellen schildert er als von gleicher Art wie er. Schon ihre Namen thun ihr vornehmes Gewerbe kund, es sind „redende Namen“:

Meine Gefellen Dämmerschling
Und Schluck-den-Widder, solche Ding
Mit allem Eifer zeigten mir.
(Sie waren seine Lehrmeister!)
Auch noch die andern nenn' ich Dir.
Höllensack und Mätel'schrein,
Die waren die Schulmeister mein;

wieder der glückselige Ausdruck von vorhin auf seinem Antlitz.

Die Festordner hatten ihr Werk vollendet. Der Hof, wo unter den Bäumen die Tafel für die Gäste hergerichtet war, sah in dem reichlichen Blumen- und Blätter-schmuck wunderhübsch aus.

Es war Mittag, und die jungen Leute waren bereits vollständig versammelt. Von den Gästen fehlte nur noch der Gemeindegast und der Lehrer aus Seefirchen. Linerl machte mit einem sehr rothen und sehr glücklichen Gesicht einstweilen die Honneurs, denn Randal war noch nicht herausgekommen; sie sei noch im Hause beschäftigt, hieß es, und Stefan mußte ebenfalls gar wichtiges drin zu thun haben, denn er kam nur einmal auf einige Minuten heraus, um die Gäste zu begrüßen und einige Anordnungen zu machen, und war gleich darauf wieder verschwunden.

Der kleine Sepp ging von Arm zu Arm; es schien auch ihm zum Bewußtsein gekommen, daß es heute nicht sei wie alle Tage, und er war brillanter Laune, zeigte sich überhaupt für dieses erste Fest, das er mitmachte, sehr verständnisvoll.

Die Freunde verließen zusammen das Haus. Als sie Arm in Arm durchs Dorf gingen, sah Stefan nach der Richtung, wo das Haus seines Vaters stand. Schon stieg aus dessen Schlot der gasliche Rauch in die Höhe, es wurde bereits das Frühstück gekocht. Er blieb überlegend stehen. Seit seiner Krankheit hatte er nicht mehr mit dem Vater gesprochen, sie waren sich aus dem Wege gegangen, wo es nur immer möglich war, aber heute zog es ihn doch dahin.

Einen Augenblick schwankte er, dann sagte er: „Ich will zu meinem Alten, mir ist heute so weich ums Herz, das macht das Glück. Wenn Veröhnung zwischen uns möglich ist, so kommt sie heute zu Stande oder nie. Ich

Nach Kirchenraub und Frisch-die-Ruh . . .
Nach Wollsgaum, der Geleße mein,
Wie lieb ihm auch die Ruhme sein,
Der Ohn, die Waise und der Bettler,
Und war's das grimmste Winterwetter,
Er läßt dem Manne wie dem Weibe
Nicht einen Faden auf dem Leibe;
Nimmt ihnen von der Scham das Heub,
Sein sie verwandt ihm oder fremd,
Und auch mein Freund, der Wolfesrassel,
Der öffne dir ganz ohne Schlüssel
So Schloß wie Riegel sicherlich.
In einem Jahre zählte ich
Wohl hundert Kasten schwer und groß,
Bei denen sprang sogleich das Schloß,
Als er von ferne kam herzu.
Viel Ohn, Kasse, manche Ruh
Sind ungezählt noch geblieben,
Die von den Hüfen er getrieben.
Nicht Schloß und Riegel ist am Thor,
Sobald der Trave trat davor.
Noch ist ein waderer Kumpan,
Der einen Namen sich gewann . . .
Er ist geheißt Wollsesbarm;
Sei das Wetter kalt oder warm,
Er wird des Raubes nimmer voll,
Das Stehlen thut ihm also wohl,
Er kriegt's im Leben nimmer satt . . .
Es lechzt all seine Lebenszeit
Sein Herz stets nach der Uebelthat
Wie Krähen nach der jungen Saat.

Auch der junge Helmbrecht selbst hat einen raubritterlichen Ehrentnamen erhalten:

Daß also sie benannten mich,
Das ehrt mich, daher, sicherlich:
Man nennt mich „Schling-das-Land“ mit Namen,
Zu freud noch nie die Bauern kamen,
Die nachbarlich mir angelassen.
Glaub, ihre Kinder müssen essen
Das Blut mit Wasser angemacht.
Noch größeres Leid ich andern bracht.
Dem sind die Augen ausgekochen,
Der ist gebüht nach Haus gekochen.
Der muß auf den Aneisenhausen,
Und jenem thu ich weidlich raufen
Mit einer Jange Wirt und Schopf,
Dem reise ich das Fell vom Kopf,
Und jenem brech ich alle Glieder;
Gehängt ward gleich ein andrer wieder
Auf an den Krampfadern sein.“

So stand es allbereits im 13. Jahrhundert. Aus späterer Zeit wähle ich von unzähligen Belegen nur noch ein paar aus.

Der Dönerbrüder Augustinermonch Gottschalk Hollen sagt in einer lateinischen Predigt: „Ich habe von einem Ritter gehört, er habe so viel Pferde und Vieh geraubt, daß er mit ihren Knochen eine Burg größer als die seinige aufbauen könnte. Ein Anderer sagte, er habe so viel Pferde und Rinder gestohlen, daß, wenn man die mit den Schwänzen zusammenbände, sie eine drei Meilen lange Reihe bildeten.“

Johannes Herolt und Hollen berichten beide folgende Geschichte: „Ein Ritter raubte einer armen Frau eine Kuh, und als die weinte und ihn flehentlich bat, er solle sie ihr um ihrer Kinder wegen zurückgeben, antwortete der Ritter: „Wenn ich sie nicht nehme, nimmt sie ein Anderer nach mir.“

*) Man kann in der billigen Uebersetzung der Reclamschen Universalbibliothek (Nr. 1188, Preis 20 Pf.) die Dichtung nachlesen, die ein lebendiges farbiges Bild vom Leben der Edelsten und Besten im 13. Jahrhundert liefert.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von W. Kautsky.

(119. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Stefan betrat nach zwei Jahren zum ersten Mal wieder das Vaterhaus. Als er es nach einer Viertelstunde wieder verließ, blickten seine Augen finster, und der Mund war unmutig aufgeworfen. Der Versuch zur Veröhnung war ein vergeblicher gewesen. Erst hatte der Alte durch das freundliche, ehrerbietige Entgegenkommen des Sohnes sich befriedigt gezeigt, als ihm aber Stefan von seiner Verheirathung mit Randal sprach, brach er mit rohen Ausdrücken und Vermahnungen los; das schwarze feste Ding, das keine Mitgift aufzuweisen hätte, aber ein halbes Duzend Liebhaber und daß es einst gewagt, sich ihm, ihm selbst zu widersetzen, das wäre ihm gerade die rechte Schwiegertochter. Von Stefan stünd' freilich nichts Besseres zu erwarten und ebensowenig, daß er sein verrückten Sinn ändern würd', der behielt seinen Dickhäut, übrigens sei ihm das auch ganz gleichgültig, nur sollte der Stefan nicht erwarten, daß er, der Vater, er, der angesehene Bauer, zu der Heirath Ja und Amen sage, und ebensowenig hätte der Stefan auf ein Heirathsgut zu rechnen. Er habe die Milde des Vaters ein für allemal verwirkt, und er, der Bauer vom Grillenhof, er sei nicht heute so und morgen so zu stimmen, und er sei keiner von denen, die sich unterjochen lassen, er habe seinen eigenen angeborenen Sinn, und wer nicht mit ihm und zu ihm halte, der sei sein Feind und der Stefan, der über den Bauern hinausgewollt, und der zu den Freifinnigen, zu den Demokraten sich zähle, der sei ein doppelter, und damit Punktum.

Je näher Stefan dem Häuschen des Professors kam, desto freier wurde seine Stirne, und als er es vor sich liegen sah und den kleinen Hügel hinstarrte, erschien

will ihm sagen, daß ich glücklich bin, und daß ich in acht Tagen Hochzeit mache; geh' nur voraus, ich komm' bald nach.“

Der Tisch war bereits sauber gedeckt, und wo der Schatten der Bäume nicht ausreichte, war ein Baldachin gespannt worden. Ach, wie viel hübscher war das, als wenn sie in einem Saale geseßen hätten, wie schön, wie lustig war es da, und ein leiser Wind wiegte die Kränze und Laubgewinde und trug den aromatischen Duft, den diese ausströmten, weiter. Jetzt brachte Anton noch zum Ueberfluß zwei große Blumensträuße die er in hohe Biergläser gesteckt hatte und stellte sie auf den Tisch.

„Das wird immer schöner!“ meinte Linerl und alle stimmten fröhlich bei. Endlich erschienen Randal und Stefan. Hand in Hand traten sie aus dem Hause und kamen sie heran. Was war das mit ihnen? Es lag etwas Unheimliches in ihren Zügen, in der Art wie sie sich hielten, es war ein Hauber, der unmittelbar auf alle Herzen wirkte; wie verschönte er die beiden noch! Alle liefen ihnen entgegen, alle wußten es, ohne daß man es ihnen zu verkünden brauchte, daß sie hier ein liebeseliges Brautpaar vor sich hatten. Linerl fiel der Randal um den Hals: „D, wie mich das freut, Randal, ich hab's immer gewünscht, daß es so kommen möcht', recht sehr hab' ich's g'wünscht, jetzt hat sich's wirklich so gefügt,“ und Linerl, die, sobald die Randal einen Mann hatte, ihre Gefährlichkeit vermindert glaubte und für ihren Sepp nichts mehr zu besorgen hatte, brach voll freudiger Dankbarkeit in Thränen aus. Die Uebrigen, und die Brautleute selbst, fasten die Sache weniger sentimental auf. Sie drückten allen die Hände und nahmen mit einem monnigen Lächeln die dargebrachten Glückwünsche entgegen. Auch Anton bezwang sich und gratulirte gleich den Ubrigen. Der arme Junge hatte wohl nie viel Hoffnung gehabt, und er wußte sich nun in die fertige That-

Und so führte er die Kuh fort und verließ sie. Nach seinem Tode wurde er von verschiedenen Teufeln geplagt und Einer züchtigte ihn unablässig und unermüdet. Da sprach der verdammte Ritter zu dem Teufel:

„Warum verfolgst Du mich beständig und züchtigt mich mehr als ein Anderer?“

Es antwortete der Teufel:

„Wenn ich es nicht thue, thut es ein Anderer! Und das sind die Worte, die Du ausgesprochen hast, als Du einer armen Wittve mit Gewalt ihre Kuh raubtest.“

Man sieht, wie die Prediger gegen das Raubritterthum eiferten; auch der Mönch Werner, der das Gedicht vom Meier Helmbrecht verfaßt hat, verfolgte Besserungsabsichten. Genutzt haben aber diese wohlgemeinten Bemühungen wenig.

Viel mehr als die Fürsten steuerten die Städte dem Raubwesen. Für diese Erscheinung giebt Schulz eine merkwürdige Erklärung; er meint nämlich:

„Vielleicht lag es auch im Interesse einiger Landesherren, daß die Straßen nicht so ganz sicher waren: sie hätten sonst die schönen Summen, die ihnen für das Geleit bezahlt wurden, nicht verdient.“

Daß öfter sehr hohe Herrschaften mit den Häbichten der Landstraße gemeinschaftliche Sache machten, ist vielfach belegt, ja es gab sogar raubritternde Reichsfürsten, wovon gelegentlich ein ander Mal.

Aus Nah und Fern.

Wilhelmsburg. Es lebe die Gerechtigkeit! Der „Arbeitswillige“ Lembke von der Hirschfeld'schen Delfabrik schloß bekanntlich während des Hosenarbeiterstreiks in Wilhelmsburg den streikenden Arbeiter Budbrus, verheiratet und Vater vieler Kinder, kurzerhand über den Haufen. Wir erfahren jetzt aus sicherer Quelle, daß das Strafverfahren gegen Lembke schon alsbald nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft eingestellt worden ist, weil Lembke nach Ansicht des Gerichts in Nothwehr gehandelt haben soll. Lembke, der ungefähr acht Tage nach seiner Freilassung Wilhelmsburg verließ, ist auf dem Hirschfeld'schen Gut Christinenthal in Holtstein als Hofsänger angestellt worden. — Was wäre wohl einem streikenden Arbeiter passiert, der einen „Arbeitswilligen“ einfach über den Haufen geschossen hätte? Das Todesurtheil wäre ihm sicher gewesen!

Ahlward u. Co. In das Gesellschaftsregister des Berliner Landgerichts I ist folgende Eintragung geschehen: „Ahlward u. Co. mit dem Sitze zu Berlin, Friedrichstraße 235. Gesellschafter sind der minderjährige Erich Ahlward zu Groß-Lichterfelde und der Gastwirth und Kaufmann Emil Bodel zu Berlin. Zur Vertretung der Gesellschaft ist nur der p. Bodel berechtigt.“ Wahrscheinlich um dem ewigen Blacereien mit dem Gerichtsvollzieher zu entgehen, hat die Geschäftsgründung diese Form erhalten. Ugermanischer Geist hat aber solche Geschäftskenntnisse auch nicht erfunden.

Ein theures „Proffit“. Als während einer Verhandlung vor dem Schöffengerichte in Posen ein Schöffenniese, rief ein im Zuschauerraum befindlicher Arbeiter „Proffit!“ Wegen Ungehör vor Gericht verhängte hierauf der Vorsitzende über den vorlauten Rufer eine dreitägige Haftstrafe, zu deren Verbüßung der allzuhöfliche Mann sofort abgeführt wurde.

Nur so weiter! Kürzlich berichteten die Blätter von einem katholischen Geistlichen in Westfalen, der den Damen die Benutzung der Schwimmsache, an der nichts mehr zu ändern war, leichter zu machen, als er es selbst für möglich gehalten hatte. Aber, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, begann die Neugier sich zu reger, und so häuften sich die Fragen: wie denn alles so schnell gekommen sei, oder ob sie schon lange einig geworden, und weshalb sie dann ihre Liebe so geheim gehalten?

Ein lautes: „Guten Mittag allerseits!“ lönte jetzt über den Zaun herüber und unterbrach die Anwesenden. Der Gemeindevorstand, der schon Erwartete, kam von Seefkirche, der Lehrer, ein junger Mann, der erst seit einem Jahre im Städtchen angestellt war, kam hinter ihm drein, beide auf's Stillsichtheit herausgeputzt. In Bomade war nicht gepart worden, und das noch dunkle anliegende Harr des blühend aussehenden, rundlichen Wirthes troff von Fett; sein rötliches Gesicht hatte ebenfalls einen Fettglanz, sah aber sehr wohlwollend und fröhlich aus. Er war am Zaun stehen geblieben und guckte darüber hinweg, jetzt schwang er wie in derber Begeisterung seinen Stock gegen die Gesellschaft, die indes schon die Gartenthür geöffnet hatte und nun im Chor die werthen Gäste willkommen hieß.

Der Wirth antwortete darauf mit der Versicherung, daß er einen gräulichen Hunger habe und daß er absichtlich kein zweites Frühstück zu sich genommen, um mit diesem gehörig ausgebildeten Appetit seinen Gastgebern alle Ehre anzuthun. Rathrein erschien in dem Augenblick wie auf Kommando mit hochbeladenen Schüsseln, sie wurde mit einem Hurrah empfangen, die Schüsseln von dienstbeflissenen Händen weggenommen und trotz der hierdurch hervorgerufenen stürmischen Schwankungen glücklich auf den Tisch gebracht. Alle drängten sich um denselben herum; der Wirth ließ sich schwer auf die Bank fallen, und in jovialer Heißspornigkeit verlangte er, daß die hübsche Mandl, deren Brautstand ihm soeben in aller Eile und von allen Seiten mitgetheilt worden war, sich neben ihn setze. Der Lehrer schien nicht übel Lust zu haben, an ihre andere Seite zu kommen, Stefan ließ ihn aber nicht lange im Unklaren, daß dieser Platz ihm

gebühre und daß er hierin keinerlei Konzessionen zu machen gedenke und das mußte man denn auch ganz natürlich finden. Und so saßen die Glücklichen neben einander und sie vergaßen auf Essen und Trinken über der Seligkeit, sich anzusehen. Es war, als ob ihnen dies ein ganz neues noch nie genossenes Glück wäre, und als könnten sie nicht genug davon bekommen. Die Uebrigen aßen wacker und alle Rinnbäden waren in Bewegung. Der Wirth fand das Essen ausgezeichnet und er begann nun zu loben, und er sprach dabei auch mit stolzer Anerkennung von seinem Schwiegersohne, dem Geschäftstheilnehmer, wie er ihn jetzt zu nennen beliebte, und es freue ihn auch, daß sein Schwiegersohn einer der ersten mit gewesen sei, der das Geschäft in Schwung gebracht habe.

Darauf aber rief der Sepp selber ein lachendes „Dho!“ und alle nannten nun einmüthig und begeistert Mandl, als die erste, als die Schöpferin des Ganzen, und ihr vor allem gebühre die Ehre und zugleich die Dankbarkeit aller Theilnehmer und heute, wo man den Sieg des Unternehmens feiern wolle, müsse man des kleinen Feldherrn zuerst gedenken. Und nun erhoben sich alle, und sie saßen die Gläser und ein donnerndes „Hoch die Mandl!“ erscholl; und hoch, hoch!“ wiederholten alle in enthusiastischer Freude, und der kleine Sepp fing, darüber erschreckt, zu weinen an, und der Hund bellte, und es entstand ein so lautes Durcheinander, daß man das separate „Hoch“, das gleich einem Echo vom Hause herüber tönte, nicht gleich vernahm. Da stürzte der aufheulende Hah nach der Hausthür, und als ein zweites: „Hoch die Mandl!“ sich von daher vernahmen ließ, wandten sich aller Blicke dahin. Ein kleiner Mann lehnte unter der Thüre. Ein mächtiger Panamahut beschattete ein dunkel gebräuntes Gesicht, dessen untere Partie einen starken Vorkant wies; mit verschränkten Armen stand er da und sah zu ihnen herüber. Ein Augenblick des verblüfftesten Schweigens folgte, da breitete der Mann die Arme aus und trat ihnen entgegen.

(Schluß folgt.)

anstalt und den kleinen Mädchen das Tragen armerloser Sommerkleider als „die Sittlichkeit gefährdend“ mit Erfolg verboten hat. In letzter Nr. 29 äußert sich nun die „Jugend“ über diesen Fall in einem „Nur so weiter!“ betitelten Gedichte u. a. folgendermaßen:

Da hör' ich nun aus dem Westfälischen
Zu meinem infernalischen
Vergnügen von einer moralischen
Geschichte, sabel und rar:
Gerettet mit Unerbittlichkeit,
Mit Eifer und schneidiger Stillsichtheit,
Hat wieder einmal die Sittlichkeit
Ein Männlein in schwarzem Zalar!

Verstärken thut dort der katholische
Ignazius-von-Doyollische
Pfarrer die diabolische
Sinnhaftigkeit ohne Guad!
Aus Gelinden, aus unbeschreiblichen,
Verbot er dem Ewig-Weiblichen
Die Meinigung seines selbstlichen
Thelles in kühlem Bad.

Es sprach von den Schwarzen der Schwärzlichkeit:
„O Schwester! Ich bitte auf's Herzlichste,
Verleiht Wort nicht auf das Schmerzliche
Durch Baden, kalt und selbst!
Verbit so schänden Standal nicht mehr —
Ich selbst wünsch mich seit dem Vernal nicht mehr,
Empfinde das durchaus als Qual nicht mehr
Und fühle mich müder und wohl!“

Ein wahrer Hegenmeister ist der Inhaber eines „orthopädischen Instituts für Fußleidende“ in Elberfeld, der Folgendes verkündet: „Eindlich ist es mir gelungen, einem jeden Fußleidenden Schuhe anfertigen zu können, worin sich derselbe, ohne jegliche Schmerzen beim Gehen zu empfinden, fortbewegen kann, welche Kunstfertigkeit bis jetzt von keinem meiner Konkurrenten erreicht worden ist. Ist der Fuß auch noch so krumm gewachsen, so muß sich derselbe beim Anziehen der von mir gefertigten Schuhe sofort strecken, und jeder Lebende wird grad und bequem gehen können, sogar ohne Inzulfenahme von Stock oder Krücke, dieses ist sogar der Fall bei Demjenigen, der gar keine Füße hat.“

Frommer Boykott. Das „Mainzer Journal“ schreibt: „Wenn Jeder es sich zum Grundsatze macht, in öffentlichen Lokalen und auf der Reise an den Bahnhöfen oder in den Bahnhofrestaurationen jedes Mal nach einem katholischen Blatte zu fragen und, wenn keines vorrätig ist, Beschwerde zu erheben, dann würde bald Wandel geschaffen sein. In Hotels und Restaurationen muß im äußersten Falle der Boykott angewandt werden. Man sagt dem betr. Inhaber: „Wenn dieses oder jenes katholische Blatt nicht aufgelegt wird, verkehre ich in Ihrem Hause nicht mehr.“ — Hoffentlich wird das fromme Blatt nun nicht mehr ein Weggeschrei erheben, wenn Arbeiter den Boykott anwenden.“

Ein „besserer“ Sittlichkeitsverbrecher. Der Kartonnagenfabrikant Hermann Lunkensbein zu Nürnberg halte ein hübsches Mündel. Das stach ihm schon frühzeitig in die Augen. Er glaubte seine Pflicht der Wachsamkeit auch über das körperliche Wohl seines Mündels, wie er selbst naiver Weise sagt, erfüllen zu müssen, nur that er das auf sehr sonderbare, nicht näher zu bezeichnende Weise. Diese Probeachtung der körperlichen Entwicklung des Mädchens trägt dem Lunkensbein 6 1/2 Monate Gefängniß ein.

Lehrer und Pfarrer. Das „Würzburger Journ.“ bringt folgende kleine Episode, die sich in einer Sakristei abwickelte und welche so recht zeigt, welche unwürdige Stellung die Lehrer vielfach gegenüber den Geistlichen

einnehmen. Lehrer: „Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ — Pfarrer giebt keine Antwort. — Pause. — Pfarrer: „Herr Lehrer, haben Sie mich gegrüßt?“ — Lehrer: „Zawohl, Herr Pfarrer!“ — Pfarrer: „Das habe ich nicht gehört, grüßen Sie noch einmal!“ — Lehrer: „Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ — Pfarrer: „Guten Morgen!“ — Tableau!

Unschuldig verurtheilt! Der Fabrikant Karl Volkholz in Apolda wurde vor etwa Jahresfrist unter dem Verdacht der gewerbsmäßigen Fehlerei verhaftet und, nachdem er sich fast ein Jahr in Untersuchungshaft befunden, vom Landgericht zu Weimar zu vier Jahren Zuchthaus, zehnjährigem Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht verurtheilt. Das Reichsgericht hob in Folge der eingeleiteten Revision das erste Urtheil auf und verwies die Sache zur nochmaligen Verhandlung in die Vorinstanz zurück. Das Resultat war die Herabsetzung der Strafe auf zwei Jahre Zuchthaus. Jetzt ist der Angeklagte, wie der „Konf.“ mittheilt, im Wege des Wiederaufnahmeverfahrens völlig freigesprochen worden.

Der Herr Pfarrer. Es dürfte auch wohl weitere Kreise interessieren, etwas über die Urtheilsbegründung in der Strafsache des wegen Sittlichkeitsverbrechens verurtheilten protestantischen Pfarrers und Distriktschulinspektors Roppesser aus Alsenborn zu erfahren. Im Gegensatze zu dem jüngst erfolgten Urtheil der Strafkammer in Augsburg, wo es sich um einen Geistlichen handelte, hat das Gericht das in Betracht kommende Mädchen als völlig glaubwürdig erachtet. Dazu komme, heißt es in der Begründung weiter, daß aber auch frühere, heute festgestellte Vorkommnisse, besonders seiner Dienstmagd gegenüber, die er wiederholt mit unstillichen Anträgen verfolgte und die er sogar des Nachts in ihrer Kammer belästigte, den Angeklagten solch gemeiner Handlungen absolut fähig erscheinen lassen. Da der Angeklagte den gebildeten Ständen angehöre, könnten ihm mildernde Umstände nicht zugestanden werden. Der saubere Patron ist, wie schon gemeldet, verheiratet und Vater von fünf Kindern. Der Staatsanwalt hatte 3 Jahre Gefängniß unter Umahme mildernder Umstände beantragt.

Andrés Auffahrt. Der Zeitung „Aftenbladet“ in Stockholm ist folgendes Telegramm von Tromsø aus übermittelt worden: Uebereinstimmend mit dem bereits früher mitgetheilten Beschlusse trafen wir heute Sonntag 10 Uhr 35 Minuten Vormittags Vorbereitungen zur Abreise und sind jetzt 2 1/2 Uhr Nachmittags bereit, aufzusteigen. Wir werden wahrscheinlich in der Richtung Nord-Nord-Ost geführt werden, hoffen aber, nach und nach in den oberen Regionen in günstigere Windverhältnisse zu kommen. Im Namen aller Theilnehmer bringe ich dem Vaterlande und den Freunden unseren wärmsten Gruß. Andrés.

12 000 000 000 Zeitungen werden nach einer neueren Statistik jährlich herausgegeben. Um sich einen Begriff von dieser ungeheuren Menge machen zu können, sei nur erwähnt, daß man mit diesen Zeitungen eine Fläche von nahezu 30 000 Quadratkilometern bedecken könnte. Das Papiergewicht beträgt 781 230 Tonnen. Sollte diese Auflage von einer einzigen Maschine gedruckt werden, so würde die Gesamtauflage, wenn pro Sekunde eine Zeitung gedruckt würde, nach 333 Jahren endlich erscheinen können. Aufeinandergeschichtet würde sie die respektable Höhe von rund 80 000 Metern erreichen. Angenommen, der einzelne Mensch widme dem Lesen seiner Zeitung nur 5 Minuten pro Tag, so würde die Zeit, die von der Gesamtbevölkerung der Erde zum Lesen ihrer Zeitung pro Jahr verbraucht wird, gleich sein 100 000 Jahren.

Chinesische Tusch. Ueber die chinesische Tusch macht die „Pariser-Zeitung“ nach einem Bericht des englischen Konsuls in Kuku Mittheilungen. Die Tusch wird lediglich in der Provinz Anhui gemacht. Von dort geht sie nach ganz China und der übrigen Welt. Im Jahre 1895 führte die Provinz etwa 4000 Pfund im Werthe von 112,800 Mark aus. Die Tusch wird aus Sesam- oder Ruzöl hergestellt; auch braucht man das giftige Del eines im Yangtze und in Japan viel wachsenden Samens dazu. Dann setzt man Firnis und Schweinefett dazu. Der durch die Verbrennung dieser Substanzen entstehende Ruß wird um so feiner, je länger die Verbrennung dauert. Dem Ruße wird dann etwas Leim zugefügt, worauf der Teig auf hölzernen Ambossen mit stählernem Hammer geschlagen wird. Zwei sehr gute Hämmer können achtzig Stück Tusch in einem Tage herstellen, von denen jedes Stück ein halbes Pfund wiegt. Etwas Moschus oder Barooskampfer verleiht schließlich der Tusch den bekannten Geruch. Dann wird die Masse in hölzerne Formen gebracht und bei schönem Wetter getrocknet. Das Trocknen nimmt 20 Tage in Anspruch. 30 bis 32 Stück Tusch gehen gewöhnlich auf das Pfund. Der Preis schwankt zwischen 2 und 140 Mk. das Pfund. Es giebt etwa 12 verschiedene Sorten. In China, Japan, Korea, Tonkin und Annam brauchen die Eingeborenen fast nur chinesische Tusch zum Schreiben. Sie verreiben sie auf einem Steine. Statt der Feder benutzen sie einen Pinsel von Kaninchenhaaren. Die besten Sorten chinesischer Tusch werden überhaupt nicht aus China ausgeführt, sie bleiben im Lande.

Wegen der Hungersnoth werden in Indien zur Zeit 3 303 968 Personen staatlich unterstützt. Im vorigen Monat belief sich ihre Zahl auf 4 240 327. Drei kürzlich von Indien nach London zurückgekehrte Missionäre erklärten am Montag einer Versammlung von 50 Parlamentsabgeordneten, daß die bisher für Hungersnothzwecke gependete Hilfe bei Weitem nicht ausreiche.